



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



No. 49.

Wiesbaden, den 10. December 1896.

II. Jahrgang.

Das Duell.

Humoreske von Albert Cim.

(Nachdruck verboten.)

I.

Jeden Abend ging Placide Chapdelaine, wenn er aus den Bureaux der Präfektur kam, mit seinem Kollegen Celestin Mignonnet nach dem Cafe du Soleil, wo sie sich an „ihrem“ Tisch niederließen, ihre Pfeifen anzündeten und dazu endlose Partien Piquet spielten.

Beide standen seit nun bald 15 Jahren in den Diensten der Präfektur, der eine war erster Sekretär in der zweiten, der andere in der vierten Abtheilung.

Als Chapdelaine das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte, hatte er eine junge Bäuerin aus der Umgegend geheiratet, die ihm ein paar Tausend Francs Mitgift und einen jährlichen Tribut an Erdäpfeln, Wallnüssen und Birnen in die Ehe gebracht hatte, von dem sauren Randwein und den saftigen Schinken ganz zu schweigen.

Mignonnet war Junggeselle geblieben, und hatte der Hochzeit seines Freundes nicht ohne Bekümmerniß beigewohnt. Doch seine Besorgniß war umsonst gewesen, denn Placide spielte die altgewohnten Piquet-Partiechen nach wie vor mit ihm weiter.

II.

Doch an einem Julabend erhob sich unter dem Einfluß einer wahren Gluthitze ein heftiger Zwist, wegen eines Carreaufönigs, den Mignonnet angeblich gemeldet hatte, während Chapdelaine das Gegentheil behauptete.

„Ich sage Dir, zum Donnerwetter, ich habe ihn gemeldet!“

„Und ich erkläre Dir, Du hast es nicht gethan!“

„So schweig' doch, Du Dummkopf!“

„Selber Dummkopf!“

„Ich habe gemeldet!“

„Nein, und abermals nein!“

„Ach, laß mich in Frieden, zum Donnerwetter!“

Damit raffte Mignonnet seine Karten zusammen und warf sie Chapdelaine ins Gesicht. Dieser aber revanchirte sich und schleuberte ihm seinen Bierfilz gegen die Nase.

„Hallunke!“ brüllte Mignonnet, stürzte sich auf Chapdelaine, packte ihn beim Rockragen und begann, ihn zu schütteln.

„Aber, meine Herren! meine Herren! Wie kann man nur! So hören Sie doch auf, meine Herren!“

Der Lärm des Streites hatte die Gäste herbeigeloct, die den Kampf zu schlichten suchten; zwei darunter, der Lieutenant a. D. Ragasse und der Vater Schenk, ein ehemaliger Regimentsprofoß, bemühten sich ganz besonders um die Kämpfenden.

„Das ist schmachvoll, meine Herren!“

„Unwürdig!“ erklärte der Vater Schenk; „man buellirt sich, Herr Chapdelaine, wenn man einen Streit auszufechten hat!“

„Jawohl, Herr Mignonnet!“ fügte der Lieutenant a. D. Ragasse hinzu.

„Sie entehren Sich meine Herren!“

Doch Chapdelaine, den zwei Gäste in einen Winkel des Saales gezerrt hatten und dort festhielten, fuhr fort, zu fluchen und zu schimpfen.

„Das soll nicht so ungestraft hingehen! Das muß gerochen werden!“

„Ja wohl, das muß gerochen werden!“ keuchte Mignonnet, den drei andere Gäste in der entgegengesetzten Ecke festhielten.

„Es ist klar, meine Herren“, sagte Herr Schenk, „daß Sie nach einer solchen Schlägerei sich gegenseitig Genugthuung schuldig sind. Wir, der Lieutenant und ich, werden die Bedingungen des Kampfes auf der Stelle regeln. Herr Chapdelaine ist der Beleidigte und . . .“

„Aber nicht doch!“ rief Mignonnet dazwischen. „Ich bin der Beleidigte. Hätte er mir nicht den Bierfilz ins Gesicht geworfen . . .“

„Das ist nicht wahr, Du hast mir zuerst die Karten . . .“

„Verzeihung, meine Herren! Verzeihung! es handelt sich hier nicht um Karten, sondern um Gewaltthatigkeiten und Ohrfeigen. Nun, und da scheint es mir doch, Herr Chapdelaine, als wenn Sie . . .“

„Ja wohl, der Herr hat angefangen“, bestätigte Herr Ragasse; „es ist kein Zweifel; ich habe es ganz deutlich gesehen!“

„Nun gut!“ erklärte der Exprofoß, „darüber wären wir uns also einig!“ Dann näherte er sich Chapdelaine und fragte ihn in leisem Tone: „Sie sind doch mit dem Degen genau vertraut?“

„Ich habe nie einen in der Hand gehabt;“ versetzte Chapdelaine; „doch das thut nichts; ich werde ihn aufspießen, diesen Hallunken, ich will ihn massakriren, ich.“

„Ja, ja schon gut! . . . Dann bleibt also nichts weiter übrig, als Pistolen!“

„Das ist mir egal! Pistolen! meintwegen Kanonen! Ich will ihn tödten, ich will ihn . . .“

„Schön, schön. Sie überlassen es mir, die Bedingungen des Kampfes mit dem Lieutenant zu regeln! Verlassen Sie sich nur auf mich, ich werde Ihnen als Zeuge dienen. . . Auf morgen früh, Schlag 5 Uhr, holen wir Sie aus Ihrer Wohnung ab. . . . Gehen Sie jetzt. Um einen neuen Zornesausbruch zu vermeiden, werden wir Ihren Gegner erst nach einigen Minuten hinauslassen!“

III.

Drei Stunden später, als die große Kirchenguhr die achte Stunde schlug, ging Celestin Mignonnet mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder und hielt sich folgende Standpauke:

„Ich Dummkopf, der ich bin. . . . ach, wir waren Beide Schafe! Ein Duell! Ein Duell! Wegen einer Parthie Karten! Oh, oh, wir Hiel! . . . Dieser verurtheilte Vater Schenk hat es uns aufgebrängt! Er schwärmt für die Duelle Anderer! Das ist seine Karotte und die des Lieutenants! . . . Ach, nein, nein! . . . Ich bin überzeugt, Chapdelaine. . . . der gute, liebe Chapdelaine denkt genau so wie ich! . . . Ich wetten, kein Korn ist ebenso verrückt, wie der meinige! . . . Ich kenne doch den guten, lieben Placide! Er zürnt mir nicht mehr im Geringsten! . . . Ich muß ihn aufsuchen und die Sache mit ihm in Ordnung bringen. . . . Ja wohl, auf der Stelle eile ich zu ihm!“

Nach diesen Worten stülpte Celestin Mignonnet seinen Hut auf den Kopf, öffnete die Thür, und eilte trotz des Regens, der in Strömen herniederpeitschte, nach dem Boulevard de la Rochelle, wo Placide Chapdelaine wohnte; doch er hatte noch nicht 200 Schritte zurückgelegt, als er mit einem Individuum zusammenstieß, das erkannt andrief:

„Mignonnet!“

„Chapdelaine!“

Gerührt sanken sie einander in die Arme.

„Mein armer Freund!“

„Ich bitte Dich um Verzeihung!“

„Ich bitte Dich darum! . . . Ich habe mich wie ein Bauer benommen!“

„Nein, ich bin ein Elender!“

„Mignonnet!“

„Chapdelaine!“

Nach einigen freundschaftlichen Worten fuhr Chapdelaine fort:

„Ja, aber. . . . morgen?“

„Morgen?“

„Das Duell?“

„Ah bah! . . . wir lassen unsere Zeugen so lange an unsere Thür klopfen, wie sie wollen!“

„Aber sie werden uns schließlich doch finden, und glauben, daß wir Furcht haben.“

„Dann werden wir ihnen erklären, daß wir uns vertragen haben!“

„Aber nein, das geht nicht!“

„Du hast Recht! Sie werden uns für feig halten!“

„Halt! eine Idee!“ fuhr Mignonnet fort, „wir brauchen unseren Zeugen gar keine Geständnisse zu machen!“

„Unseren Mördern, sage lieber! . . . denn was sie suchten. . . .“

„War unser Tod! Ja, das wollten sie! Und dann sagen wir ihnen gar nichts! Sie würden uns ja doch nur für Hasensfüße halten!“

„Und man würde uns in der ganzen Stadt auslachen!“

„Das ist wahr!“

„Darum ist es am Besten, wir lassen Nichts davon merken, daß wir uns versöhnt haben.“

„Ja wohl, und gehen morgen zum Duell!“

„Ganz recht! Und schießen!“

„In die Luft?“

„Meinetwegen! . . . Doch besser ist's noch, wir schießen ein bißchen auf unsere Zeugen!“

„Officiell, nein! aber wir schießen ein bißchen daneben! Nur, um den Vater Schenk und dem Herrn Ragasse eine kleine Lektion zu geben! Das kann Beiden nichts schaden!“

IV.

Am nächsten Morgen zwischen 5—6 Uhr schritten Chapdelaine und Mignonnet in Begleitung ihrer Zeugen die Anhöhe hinan, die zum Plateau de Savonnières führt; alle Beide schienen nicht im Geringsten aufgereggt zu sein.

„Was sagen Sie, Lieutenant, sie rühren sich ja nicht einmal“, murmelte der Vater Schenk, als der Lieutenant Ragasse zu ihm trat.

„Es ist das erstemal, daß ich mit so schneidigen Philistern zu thun habe; wenigstens anscheinend. Doch verlassen wir uns nicht allzu sehr darauf! Vielleicht ist diese Tapferkeit nur äußerlich!“

„Das müssen wir abwarten!“

Der Lieutenant hatte es übernommen, die Pistolen mitzubringen und zu laden. Die Schritte wurden abgezählt, und der Vater Schenk kommandirte:

„Eins! Zwei! Drei!“

Kaum war das letzte Wort ausgesprochen, als zwei Schüsse losknallten und der Lieutenant fühlte, wie ihm ein „Etwas“ eine Spitze seines Schnurrbartes kitzelte, während ein anderes „Etwas“ den Hint des Exprofesses durchlöcherete.

Etwas verduht schritten die beiden Zeugen auf einander zu, und der Vater Schenk murmelte, erschreckt und bestürzt seine Kopfbedeckung betrachtend:

„Hören Sie, Lieutenant, ich habe keine Lust. . . Ihnen einen neuen Kugelwechsel vorzuschlagen. . . . Sehen Sie sich doch diese Ungeheuerlichkeit an. . . .“

„Ich glaube, wir können es dabei bewenden lassen!“ beeilte sich der Lieutenant hinzuzufügen.

„Was? Ich habe gefehlt?“ rief jeder der schrecklichen Schützen erstaunt. „Ach, dann wollen wir fortfahren! Das wäre ja sonst noch besser! Ich will Blut sehen! Blut muß ich sehen! Die Beleidigung muß im Blut abgewaschen werden!“

„Verzeihung, dann nehmen Sie diese Wäsche gefälligst ohne uns vor“, erklärte der Vater Schenk.

„Oder was noch besser ist, schütteln Sie sich die Hände, und führen Sie uns zum Frühstück“, fuhr der Lieutenant Ragasse fort; „ja, meine Herren, Sie haben sich als wahre Helden gezeigt, und der Ehre ist Genüge geschehen!“



Die Wette.

Eine Radfahrergeschichte von Willy Watter.

(Nachdruck verboten.)

Einen größeren Gegensatz konnte man sich wohl nicht denken, als die beiden jüngsten Mitglieder unseres Bicycle-Klubs. Antonio Cavallo, der Italiener, klein, kohlschwarz, mit brennenden Augen, immer beweglich, immer schwabend, immer gut aufgelegt und Ralph Robber der Engländer, groß, schlank, blauäugig, flachsfarbig mit seiner unzerstörbaren Ruhe und seinem ein wenig an Melancholie freisenden Phlegma. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb waren sie unzertrennliche Freunde! Immer waren sie zusammen, an einem Tage hatten sie die Fahrlektion begonnen, an einem Tage waren sie zum erstenmale heruntergefallen, an einem Tage hatten sie den ersten Ausflug unternommen, waren an einem Tage vom Lehrer für reif erklärt worden, hatten dann gemeinschaftlich ihre ganz gleichen Velocipeds gekauft und ihren Beitritt zum Klub erklärt, wo man sie um so lieber aufgenommen hatte, als sie nicht nur gute Sportkollegen waren, sondern auch einen unerschöpflichen Quell für Heiterkeit abgaben. Namentlich Signor Antonio versäumte keine Gelegenheit, sein Mäthchen an Sir Ralph zu kühlen und wenn auch bei dem Bekteren unzerstörbares Phlegma durch gar nichts zu erschüttern war, so blieb er doch nie die Antwort schuldig und hatte meistens so oft als der Italiener die Lacher auf seiner Seite.

Es war an einem schönen Sommerabend, nach einem scharfen Ritt, als wir Alle in einer Osteria unseren schier unerschöpflichen Durst mit frischem Biere zu löschen bemüht waren, ein schweres Stück Arbeit; aber wir waren fleißig und ganz bei der Sache und so verschwanden die „Krügel“ eins nach dem andern und die Hitze wurde erträglicher und die Stimmung stets fröhlicher. Das war der Moment, als der Courirzug vorüberbrauste, als Ralph in seiner ruhigen schwermüthigen Weise sagte: „So schnell können wir's doch nicht!“

„Oho,“ rief Einer, „kurze Strecken gehen schon so schnell.“

„Ja einige Kilometer wohl,“ meinte ein Anderer; „aber dann ist man ausgepumpt.“

„Nun bis nach — hm, sagen wir nach Laibach ging's schon,“ sagte Antonio und that einen großen Zug.

„Never mind — unmöglich,“ sagte Ralph und that auch einen großen Zug.

„Corpo di bacco,“ rief Signor Antonio und seine Augen funkelten lustig und listig; „ich wette, daß ich auf meinem Velociped sitzend, ohne abzustiegen, von Triest nach Laibach genau so schnell wie der Courirzug ankomme.“

„Willst Du um einen Korb Champagner wetten, Ralph?“

„Des,“ sagte Ralph phlegmatisch.

„Aber das ist ja ein Unsinn, Antonio,“ rief Einer. „Wenn man auch schon die Strecke in vier Stunden gemacht hat, so braucht doch der Courirzug nur drei und eine halbe und dann bedenkt, — ein wenig Wind oder Regen oder irgend eine andere Störung und der Reford ist beim Teufel.“

„Non fa niente,“ sagte Antonio und blinzelte uns verstohlen zu. „Stabbene, wir haben gewettet; notirt nur den Wortlaut der Wette und morgen früh kommt Alle zur Bahn.“

„All right,“ erwiderte Ralph ruhig. „Wir kommen!“

Wir gingen spät aneinander; aber am nächsten Morgen fehlte Keiner bei der Station außer Signor Antonio. Schon wollten wir ungeduldig werden als er in einem Comfortable ankam — das Velociped auf dem Vord.

„Was ist denn das — Ge vergogna, mit Wagen statt auf dem Bicycle!“ riefen wir ihm entgegen.

„Nur Ruhe,“ antwortete Antonio und nahm das Velociped herunter; „Ihr seht ja daß ich das Gestell mit habe, das ich doch nicht tragen kann.“

„Ja, wozu brauchst Du denn das Gestell?“

„Aber Ihr wart doch Alle bei der Wette und habt den Wortlaut notirt,“ grinste Antonio. „Ich habe gewettet, daß ich auf meinem Velociped sitzend ohne abzustiegen von Triest nach Laibach genau so schnell als der Courirzug ankomme. Die Erlaubniß vom Stationschef, im Gepäckwagen auf dem Velociped zu sitzen, habe ich schon.“

Ein unaussprechliches Gelächter belohnte den schlauen Einfall Antonios. Nur Ralph blieb ruhig und sagte: „Well, steigen wir ein.“

„Aber Ihr werdet doch nicht wirklich fahren wollen“, riefen Einige, „Ralph ist aufgefressen — hat die Wette verloren und muß zahlen.“

„O nein“, sagte Ralph, „wir sind noch nicht in Laibach; ich halte mich auch an den Wortlaut der Wette. Der Zug kann entgleisen, im Gepäckwagen kann Feuer ausbrechen, Antonio kann unwohl werden — wir fahren.“

Wenn Ralph einmal etwas gesagt hatte, so blieb er dabei. Also stiegen wir ein. Antonio mit süßsaurer Miene, denn er hatte gehofft, daß Ralph sich gleich bezieht erklären würde; so aber — vier Stunden allein in dem Marterlasten, während wir voraussichtlich im Coupee recht lustig sein und uns gut unterhalten würden. Das war bitter und es kam ihm fast so vor, als ob nicht Ralph allein aufgefressen wäre.

Wir waren wirklich sehr fröhlich, Ralph ungewöhnlich guter Laune; er hatte köstliche Zigarren, sowie den Korb Champagner nebst kalter Küche bei sich und schenkte fleißig „a Conto“ ein! Auf den größeren Stationen, wo einige Minuten Aufenthalt waren, stiegen wir stets in corpore aus, um uns gewissenhaft davon zu überzeugen, ob Signor Antonio noch auf dem Bicycle hockt. Theilnehmend fragten wir ihn, ob er sich nicht doch etwas unbehaglich fühle, ob es nicht zu heiß im Gepäckwagen wäre, bebauerten, daß so streng verboten wäre, im Gepäckwagen zu rauchen und setzten ihn fortlaufend über die Fortschritte in Kenntniß, welche wir in der Vertilgung seines Champagners machten. Antonio war wüthend, aber er bezwang sich und zischte nur: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Kurz vor Laibach brachen wir der letzten Flasche den Hals und als wir ausstiegen, waren wir gar nicht mehr durstig.

Mühsam kroch Antonio von seinem Behikel herunter; der Aermste hatte viel Pein ausgestanden; aber dieser Moment sollte ihn doch entschädigen! Er hatte doch seine Wette gewonnen und triumphirend rief er Ralph zu: „Du hast verloren.“

„No,“ antwortete kaltblütig der Engländer. „Ich habe gewonnen!“

„Per l'amor di Dio,“ wüthete Antonio, „habe ich nicht ohne abzustiegen die Fahrt von Triest nach Laibach so schnell wie der Courirzug gemacht?“

„Yes,“ sagte Ralph phlegmatisch, „aber die Wette hast Du doch verloren! Ich wußte nicht welchen Trick Du machen würdest; aber daß Du einen Trick machen wolltest — das wußte ich; also habe ich für alle Fälle heute früh Dein Rad mit dem meinigen vertauscht. Ueberzeuge Dich selbst — da ist die Nummer! Du hast die schöne Reise auf meinem Rade gemacht und nicht auf Deinem.“



Unfreiwilliger Humor.

Die „Fr. Ztg.“ bindet in Nr. 118 ihren Lesern an „Die Reiche der Kulattin wurde lebend nach dem Schauhaufe gebracht.“ Der Reporter scheint wachend geschlafen zu haben.

Eine summarische Berichterstattung übt die „Niedersch. Ztg.“, die in Nr. 247 das Amtsjubiläum eines Kantors schildert: „Außer zahlreichen Gemeindegliedern, dem Patronat und dem Lokal-Schulinspektor waren der Königl. Kreis-Schulinspektor, 9 Pastoren und mehr als 20 Kollegen gegenwärtig, durch welche gefungen und aus deren Mitte geredet, mit dem Adler des Hohenzollerschen Hausordens decorirt, gratulirt und Andenken überreicht wurden.“ Da klingt die echte Feststimmung heraus, in der einem alles durcheinanderschwimmt.

Als „Ergebnis einer Fasanenjagd“ theilt das „L. Tagebl.“ in Nr. 251 mit: „Erlegt wurden 58 Fasane, 3 Hasen, 1 Schnepfe, 1 Fuchs und keine Treiber.“ Die Familie der Fasane scheint in Laubau recht ausgedehnt zu sein.

Am besten scheint über die Parentage in Paris die „Lodzer Ztg.“ unterrichtet gewesen zu sein, denn nach dem Wortlaut in ihrer Nr. 235 sagte Faure in seinem letzten Toast: „Heute bitte ich Euer Majestät im Namen der französischen Armee und der französischen Marine die feierliche Bekräftigung unwandelbarer Freundschaft zu empfangen,“ worauf der Zar erwiderte: „Sie haben Recht zu sagen, Herr Präsident, daß die beiden Länder durch unwandelbare Freundschaft verbunden sind.“

Die „Dresl. Ztg.“ berichtet in Nr. 741: „Am Pariser Odeon-Theater ist nunmehr die Raymondsche Prosa-Bearbeitung von Schillers „Räubern“ zur Aufführung gelangt. Das Werk ist stark verballhornt. Trotzdem schlugen einige Scenen, z. B. die zwischen dem König und Posa, gewaltig durch.“ Daß Marquis Posa und gar König Philipp unter die Räuber gegangen sein sollen, werden selbst die Pariser nicht für wahrscheinlich halten.

Das „Obergl. Stadtblatt“ brachte an der Spitze der Ausgabe vom 22. Oktober ds. Js. eine vom 9. Oktober 1396 datirte Bekanntmachung des Amtsgerichts: „Gegen den Tischler F. G., welcher sich verborgen hält, ist die Untersuchungshaft wegen Diebstahls verhängt. Er wird ersucht, denselben zu verhaften und an die nächste Gerichtsbehörde abzuliefern.“ Er wird sich hüten!

Das „Saganer Wochenbl.“ enthält in Nr. 116 die Anzeige:

Durch Versehen des Seyers verspätet.

Statt jeder besonderen Meldung.

Gottes Güte schenkte uns heute einen gesunden und kräftigen Sohn.

Wft. und Frau.

Melancholisch, meldet die „Schneidemühler Ztg.“ in Nr. 245 von einem Schwein, das dem Fleischermeister auf dem Wege zum Schlachthof krepirte: „Es hatte den Tod auf der Schlachtbank nicht mehr erleben sollen.“ Die Borsten sträuben sich bei diesem Trauerbericht.

Die „Stett. Abendztg.“ drückt in Nr. 241 eine Betrachtung über Patriotismus nach und läßt den Verfasser u. A. philosophiren über „das menschliche Kanalisationsbedürfnis, d. h. das Bedürfnis, Ursache und Wirkung in Zusammenhang zu bringen.“ Die Kanalisation trägt eigentlich anderen Bedürfnissen Rechnung.

In einem Roman aus Nr. 737 der „Dresl. Ztg.“ wird „einer Herde von Lebemännern jeden Alters, Standes und Geschlechts“ Erwähnung gethan. Weibliche Lebemänner ist ungefähr der Gegenfatz von männlichen Ehrenjungfrauen.



Allerlei Humoristisches.

Beim Friseur.

Kunde: „Ich weiß nicht, was Sie so lange herumtändeln an meinen paar Haaren!“

Friseur: „Euer Gnaden haben mir doch „Fräisiren“ anbefohlen! Und da hab' ich Ihren Kopf erst mit meiner Haarwuchsfalbe eingerieben!“

Der Detektiv.

Fialer: Was is 's denn, Herr Detektiv! Haben S' schon den Raubmörder von Margarethen?“

Detektiv: „Nein.“

Fialer: „Den könnt's doch leicht finden — er tragt ja als b'sonders Kennzeichen an' Havelock!“

Detektiv: „Das is eben das Fatale. Wenn er an andern Rock tragert, könnt' man ihn leichter finden; aber, nachdem der Postparlassen-Fallunt, den mir suchen, a an' Havelock tragt, so kann ma die zwa Spigbüben leicht verwechseln.“

Aus der Schmiere.

Direktor (zum Regisseur und Hauptdarsteller in einem Bauernstück): „Streichen Sie die Prügelzene — die hiesige Bauernbevölkerung nimmt das sonst als Spiegelbild und raust mit.“

Heilung.

Räuber: „Geben Sie Ihr Baargeld her: Uhr und Kette können Sie behalten.“

Beraubter (überrascht): „Sie sind doch ein prächtiger Mensch!“

Räuber: „Die übrigen Werthsachen wird Ihnen mein Kollege dort an der nächsten Biegung abnehmen.“

Furchtsam.

„Was weinst denn, Maruschka?“

„Der Meinige hat auf drei Jahr zum Militär müssen!“

„No, drei Jahr'n sind ja bald um!“

„Ja, ich fürcht' aber, daß i mi derweil in an' andern verlieb!“

Auf Umwegen.

Die kleine Ella: „Papa, ich weiß, was ich Dir zu Weihnachten schenke!“

Vater: „So, was denn, mein Kind?“

Ella: „Ein schönes Bierglas!“

Vater: „Aber Kind, ich habe ja eins!“

Ella: „Ja, das habe ich eben zerbrochen!“

Enttäuschung.

Frau: „Was ist denn aus den Pfannuchen geworden, die ich gestern gebaden habe?“

Mann: „Die hat sich ein Freund von mir mitgenommen, der sie hier stehen sah!“

Frau: „Ist denn das ein so großer Verehrer von Mehlspeise?“

Mann: „Nein, aber der Mann hat eine große Mineralien-Sammlung!“